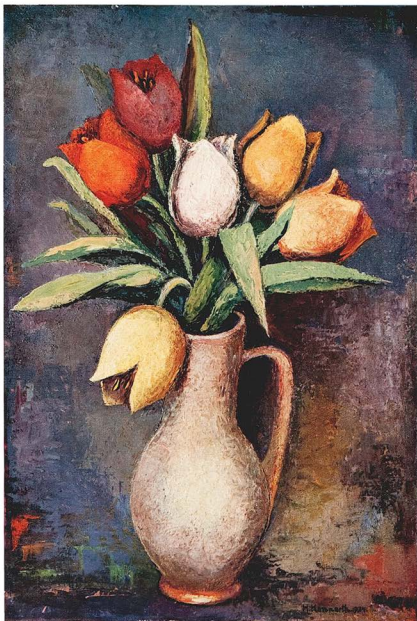


MÜNCHEN 1937 NR. 27
PREIS 60 PFENNIG

Jugend



Stilleben

H. Kennerth

FEIERABEND

Über einem mecklenburgischen Sommerabend hing die helle, niederdeutsche Dämmerung. Auf dem Gutshof gingen noch einige Knechte mit Futter und Geräten, sonst war von allem schon der lange Tag froh und müde abgefallen. Aus der offenen Türe des Pferdestalles schlug der Geruch von frischem Klee. Ketten klirrten leise. Über der satten, farbenstarken Ebene wuchs mählich die Nacht mit ganz hellen und fernen Sternen. Auf der Bank vor dem Gebäude, das die Schlafkammern für Melker und Erntehelfer enthielt, blieb einer von den jungen Arbeitern zurück. Er sah eine Weile über den nun ganz still gewordenen Hof hin, glitt mit dem Blick über die tiefen Dächer und die großen Kastanienbäume, um ihn dann schließlich über den Äckern, die ein schwarzes, breites Band von Wäldern begrenzte, ruhen zu lassen. Wie versponnen in ein inneres Bild hob er dann die Mundharmonika an die Lippen und begann leise zu spielen. Sehr verloren sickerte der Klang in die abendliche Ruhe, warm und wesenhaft den in sich beschlossenen Umkreis verbindend. — Vielleicht hatten alle Dinge selbst oder die leisen, wundervollen Dinge hinter diesen sichtbar bestehenden immer auf eine Feierlichkeit gewartet, die sie überkommen sollte wie diese, wie ein herbes und zugleich süßes Verklären. Vielleicht schüttelten sie erwachend mit noch geschlossenen Augen abgründigen Traum ab, sich in das unbefangene Leben zu tasten, das

nun wie fernher an sie rührte? Es war wie ein Innehalten in den Bäumen, wie ein jähes, hinhorchendes Verwundern und Sich-Öffnen. Und die Blätter standen ganz still, ein jedes von ihnen in alleiniger, seltsam gebreiteter Lebendigkeit. —

Der Junge war mitten in den vollen weißen Schein eines klaren Mondes getreten und schien so sehr schmal und fast wie hineingeschleudert in das starke Leuchten, das über den Hof hinströme. Er stand, den Kopf im Nacken, die Augen weit und hell geöffnet und spielte so geradewegs in den Himmel hinein. — Durch die fahlrote Farbe der Mauern ging es wie heimlich Wärmendes, Innerliches. Sehnte sich auch das Kälteste darnach in diesen einfachen, hinwaltenden Zauber einzutauchen? Zag, wie behutsamste Flügel sich lösen, breitete Unhörbares sich aus ... Es rann von den Dachrinnen wie silberner Glanz und es strich über die Klinken und eisernen Beschläge der Türen und Tore, sacht und verwandelnd. — Helle Nacht und ein Lied ... nicht mehr als dies. — Als der singende Ton verstummte, schlossen sich im Wohnhaus leise ein paar Fenster und vor den Katen trennten sich still die jungen Leute. Die Nacht verharrte noch einen Herzschlag lang in ihrer Verwunschenheit, dann sank sie zurück in sich, blau und schwer. Nur in unzähligen Sternen zitterte noch und verhauchte fern lebendige Stunde.

Lore Göbl



Gutshof

W. Diernhöfer

Gewitter

Von Wilhelm Lichten

Vorsaison im Gebirgshotel. Und wir sind vorläufig nur zwei Gäste. Ich, wenn ich von mir zuerst sprechen darf, und sie... Aber wir gehören nicht zusammen, wir beide. O nein... Welten und zwei Zimmer mit Balkon trennen uns.

Sie ist reizend! Auch mit Hochsaisonaugen gesehen. Und durchaus nicht vor sommerlich reduziert. Sie ist himmlisch, bezaubernd, berückend. Eine zarte Blondine — oh! echt zart und keine Salatschlankheit! —, hochgewachsen, damenhaft, mit zwei Augen, die unerforschlich sind wie unser Gebirgssee. Allerdings ebenso kalt.

Was läge näher, als daß ich ihr meinen Namen nannte und wir gute Vorsaisonfreundschaft schlössen? Das ist aber nicht zu machen. Ebenso wie der See nicht zum Bade ladet, laden ihre Augen zu keiner Bekanntschaft. Sie schreitet königlich durch die Halle, sie wandelt um den See herum, sie sitzt verschlossen im Speisesaal und hat nur Augen für die Landschaft. Ein sonderbares Geschöpf.

Nicht einmal ihren Namen hat mir der Portier preisgeben wollen. Wahrscheinlich hat sie strengen Auftrag gegeben.

Es ist ein wundervoller Nachmittag und die Sonne brennt wie... Aber nein, ich will nicht poetisch werden! Ich will nur berichten. Und ich muß mich zur Nüchternheit zwingen. Also, es ist Nachmittag und es ist heiß. Zum erstenmal in diesem jungen Sommer. Ich gehe durch die Halle und werfe einen Blick ins Musikzimmer, das in einem aufwühlenden Dämmerlicht daliegt. Dort sitzt sie... Und liest in einem Buch. Der Strand kommt für mich nicht mehr in Betracht, die Sonne nicht mehr, nicht mehr der Wald — für mich gibt es nur mehr einen Raum in der Welt, wo man glücklich sein kann: Das Musikzimmer.

Ich trete also ein und grüße. Ein kaum merkliches Kopfnicken dankt mir. Sie liest weiter, ohne den Blick zu heben. Ich warte also. Woraus? Auf das Wunderbare. Ob es kommen wird?

Vorläufig ereignet sich nichts. Doch! Es zieht plötzlich ein Gewitter herauf. Der Himmel ballt sich schwarz zusammen und die Sonne verschwindet so eilig wie ein abgelöster Wachtposten. Jetzt setzt auch der gewisse Sturm ein, der Sand und Regentropfen durch das geöffnete Fenster peitscht.

Und dann ereignet sich auch das Wunderbare. Die Dame hat ihr Buch sinken lassen und mit angstvollen Augen nach dem Fenster gestarrt. „Schließen Sie doch!“ bittet sie und ihre Stimme versagt beinahe. Eine bezaubernde Stimme übrigens. Aber ich habe nicht viel Zeit, über diese Stimme nachzudenken. Ich muß das Fenster schließen. Sie hat es gewünscht.

Nachher frage ich sie teilnehmend: „Fürchten Sie sich vor dem Gewitter?“

„Oh, so entsetzlich!“ antwortet sie.

Der Himmel ist jetzt ganz schwarz geworden und über dem See zuckt es bereits von Wetterleuchten.

Ich gehe zu ihr hin und nehme kurzentschlossen ihre Hand. „Wir sind ja hier vollkommen geschützt“, sage ich. „Das Wasser gegenüber, hohe Bäume rings um das Hotel und überdies haben wir auch einen Blitzableiter. Hier kann nichts einschlagen.“

Merkwürdig, sie läßt mir ihre Hand. Und rückt sogar etwas näher. Und blickt mich so an, daß der Himmel nicht mehr so schwarz und die Sonne auch nicht mehr verschwunden ist. Und dann sagt sie: „Ich weiß ja, daß wir hier nichts zu fürchten haben... Aber das Gewitter... Es ist eine merkwürdige Angst bei mir... Nichts in der Welt erschreckt mich so wie ein Gewitter... Ich kümmerge mich sonst um keinen Menschen... Ich will von Flirtbekanntschaften nichts wissen... Sie haben es vielleicht gemerkt...“

„Und ob ich es gemerkt habe!“ erwidere ich vorwurfsvoll. Dabei ziehe ich sie ganz sachte dichter an mich.

„Aber ein Gewitter macht mich schwach. Wenn sich der Himmel schwarz überzieht, wenn das erste Wetterleuchten am Horizont zu sehen ist, kann ich nicht allein sein. Es ist mir dann egal, wer sich gerade in meiner Nähe befindet. Ich habe das Bedürfnis, mich beschützen und verhätscheln zu lassen.“

Ich juble. Endlich! Man muß nur auf das Wunderbare warten, dann kommt es auch.

Ein Blitz zuckt über den See, ein Donner erschüttert die Luft. Sie schreit unterdrückt auf und birgt ihren Kopf an meiner Brust. Ich überlege: Beim zweiten Blitz werde ich sie in meine Arme nehmen und beim folgenden Donnerschlag werde ich sie küssen. Und warte. Aber es kommt kein zweites Blitz.

Was ist das? Der Sturm hat sich plötzlich gelegt, die Tannen vor dem Haus richten sich langsam auf. Der See wird hell. Die Sonne lugt hinter den Bergen hervor. Der Sturm hat die Wolken zerfetzt, sie jagen wie aufgeschreckt davon, und der Himmel wird blau...

Mein Gewitterflirt hat sich plötzlich von mir entfernt. Ich gehe ihr nach und sage: „Können Sie meinen Schutz nicht auch bei Sonnenschein brauchen?“

„Unsinn“, sagt sie frostig, weil der Tag wieder heiß durch das Fenster brütet. Ihr kalter, abweisender Blick trifft mich, und sie geht.

Am Abend grüße ich sie im Speisesaal. Sie nickt wieder ganz unmerklich und kennt mich nicht.

Am nächsten Tag habe ich es aufgegeben, um meine Schöne zu buhlen. Wozu auch? Es ist weit und breit kein Wölchchen am Himmel zu sehen. Ich beschließe, zum erstenmal über Land zu fahren.

Aber kaum steige ich aus dem Omnibus, als sich ein heftiges Gewitter zusammenballt. Ganz plötzlich ist es gekommen. Und das Barometer hat so furchtbar scheinheilig getan.

Allmächtiger Gott! Ein Gewitter... Und sie ist allein im Hotel... Mit ihrer Gewitterpsychose... Zurück, zurück! Um jeden Preis ins Hotel zurück. Aber wie? Der nächste Omnibus geht erst in zwei Stunden. Bis dahin haben wir schon wieder Sonnenschein. Zug geht heute überhaupt keiner mehr. Ich werde ein Auto suchen. Nicht so einfach bei diesem Wetter. Die Welt ist plötzlich schwarz geworden und die Menschen flüchten ängstlich in die Häuser.

Ich laufe durch den Ort. Ein Auto, ein Auto, ein Königreich für ein Auto! Dabei sehe ich keine fünf Schritte weit. Aufgewirbelter Staub verschluckt mich zuweilen bis zur Unsichtbarkeit. Niemand will Auskunfts geben, weil es keinen auf der Straße leidet. Aber ich muß noch vor dem ersten Donnerkrachen im Hotel sein! Ich muß!

Etwas bewegt sich über die Landstraße. Was es ist, kann ich noch nicht feststellen. Aber dann stellt es sich — Hallelujah! — als ein Auto heraus. Ein altersschwacher, musealer Kasten, dem ich unter anderen Umständen meine geraden Glieder nicht anvertrauen würde. Aber jetzt...

Der Fahrer verlangt für die viertelstündige Fahrt ein kleines Vermögen. Egal. Meine Schöne ist es wert. Und am Himmel rollt es bereits. Die Landschaft ist nieder und eng geworden.

Wir fahren. Oh, wie fahren wir! Die unvermeidliche Panne schwab über uns. Aber sie bleibt wie durch ein Wunder aus. Dort vorne sind schon die ersten Hütten des Gebirgsdorfes. Und drüben liegt verschwommen das Hotel.

Tjuuuu... Das war der erste Donner. Und ich schreie auf den Fahrer ein: „Fahren Sie, fahren Sie, um alles in der Welt!“ Er fährt ohne Sicht. Schwere Regentropfen klatschen gegen die Windschutzscheibe. Blitze zucken, Donner schlagen mächtig ein. Jetzt, jetzt müßte ich bei ihr sein...

Aber da biegt unser Auto auch schon in die Allee ein, die zum Hotel führt... Wir rumpeln nur noch fünfzig Meter und wir halten.

Ich springe aus dem Wagen, jage durch die Halle, stürme zum Musikzimmer, reiße die Türe auf.

Drin ist sie. Und sie liegt einem wildfremden jungen Mann in den Armen, der sie küßt...

Zurück zum Portier. „Sagen Sie, um Himmels willen, wer ist der junge Mann im Musikzimmer?“

„Ach der“, antwortet er, „es ist unser neuer Gast. Vor einer halben Stunde erst angekommen.“

Das Kiebitzwei

Eine lustige Kiebitzgeschichte von Wilhelm Schremmer

In das große, marmorgeschmückte Schloß beim Städtchen war ein richtiger Millionär eingezogen. Lange hatte das Schloß leerstanden. Nun herrschte buntes, bewegtes Leben. Beträufte Diener eilten umher, Wagen des reichen Herrn fuhren auf allen Straßen.

Das gab ein Aufsehen im Städtchen! War ein Millionär schon keine alltägliche Sache, so war ein Vielmillionär etwas, was immer wieder die Phantasie aller Bewohner des Städtchens und der Umegend beschäftigte. Man dachte sich die Markstücke in einer Million zusammengelegt! Und dann noch zehnhundertmal soviel.

In die Landschaft schien neues, fröhliches Leben eingekehrt zu sein. Die Bäche der weiten Ebene liefen freudiger dahin, die Weidenbüsche zogen wie singende Burschen lustig mit den Wassern in die Ferne. Das konnte gar nicht anders sein, wenn ein Millionär in der Nähe saß. Die Geschäfte nahmen in den verträumten Gassen einen neuen Aufschwung. Ein wahrer Wettkampf um die Gunst des reichen Herrn war zwischen dem Fleischer und dem Bäcker ausgebrochen.

Den Winter verliebte der reiche Mann in der großen Stadt. Kehnte er aber ins Städtchen, in die geliebte Ebene zurück, begann der Frühling. Dann tummelten sich die Kiebitze in kühnem, wildem Flug über dem weiten Lande. Dann begann wieder der Kampf zwischen den Hauptlieferern des Millionärs, zwischen dem Bäcker und dem Fleischer aufzufflammen.

Dann begann das Suchen nach dem ersten Kiebitzwei. Beide wußten, daß der reiche Herr eine seltsame Vorliebe für die wilden Vögel der weiten Ebene hatte, die hundertfältig ihr „Kwi!“ gellend in die Lüfte schrien und sich taumelnd in der Sonne wiegten.

Der Finder des ersten Kiebitzweis wurde von dem Millionär mit hundert Mark belohnt; und was noch wichtiger war, durch gültige Worte draußen im Schloß, auch drin im Städtchen geehrt. Der Finder des ersten Kiebitzweis wurde deshalb viel bewundert und besprochen.

Die beiden Widersacher auf der Friedewaldener Straße sahen einander finster an, grüßten sich nicht. Beide letzten Jahre hatte der Bäcker, den sie den Zuckerbäcker nannten, weil er eine kleine Konditorei eingerichtet hatte, das Ei und alle Ehren gefunden. Der Jagdwagen des reichen Herrn war vorgefahren, nicht nur deswegen, um die Semmeln und knusprigen Hörnchen zu holen. Der Herr war selbst beim Zuckerbäcker abgestiegen, der dicke Meister war ihm entgegengerannt. Und die Meisterin kam lächelnd wie eine göttliche Fee die steinernen Stufen vom Laden herab. Leutselig hatte der hohe Herr die beiden wie alte Bekannte begrüßt. Die Geschäfte des Bäckers blühten. Er hatte ein wunderbares Glück.

Die Fleischermeisterin hatte dies alles mit ihrem Manne wohl beachtet. Vor ihrem Hause war der Millionär noch niemals vorgefahren. Sie stemmte sich eines Tages vor ihrem Herrn und Meister auf: „So einer bist du also! Läßt dir von dem drüben den Rang ablaufen. Ich hatte immer gedacht, daß ich einen klugen Mann, nicht einen Tölpel geheiratet habe!“

Das saß der Fleischermeister gut ohne Widerrede hinweg. „Ganz recht, hier mußte etwas geschehen! Das Weib sollte sich nicht getäuscht haben, einen klugen Mann zu besitzen!“ So hatte er mit sich gesprochen. Er würde schon einen Weg ausklügeln, und das bald, noch in diesem Frühjahr.

Weiter ging sein Selbstgespräch: „Kommt das Glück nicht zu mir, trotz allen Suchens, muß man listiger als das Glück sein, man muß zum Glück gehen!“

Der Fleischermeister zwinkerte mit seinen listigen Äuglein: sein Weib hatte einen klugen Mann geheiratet! Der Bäcker drüben war in den letzten beiden Jahren zu hoch gekommen, er hatte sich eine neue Spiegelscheibe in sein Schaufenster einsetzen lassen, er mußte ihm ins Garn laufen. Kein Baum darf bis zum Himmel wachsen. Das Glück ist nicht nur eine Semmel, jetzt mußte ein Schweinskopf draus werden!

Der Bäcker ging auch dieses Jahr schon zeitig auf die Suche, der Fleischer spürte ihm nach, guckte ihm seine Wege ab. Der Bäcker war so von seinem Glück geschwellt, daß er den andern gar nicht gewahrte. Die Kiebitze stießen aus den Lüften mit solcher Kühnheit auf diese beiden ersten Sucher, daß ihnen himmelangst werden mußte. Doch beide wußten, daß dieses Gebaren der Vögel nur zeigte, daß die Eier nicht fern waren.

Nein, dieses Jahr durfte der dicke Bäcker kein Kiebitzwei finden! Oder doch: er sollte, er mußte das erste finden!

Dem Fleischermeister war ein Gedankenblitz durch den Kopf gefahren, er kehrte plötzlich am frühen Morgen um, eilte schnurstracks nach Hause und begab sich auf der Stelle auf eine „Geschäftsreise“. In der großen Stadt hatte er einen Verwandten, auch ein Zuckerbäcker, einen Künstler in seinem Handwerk, ein vertiefelter Kerl, ein Künstler und Kenner über das Fachgebiet hinaus. War er doch Vorsitzender des Vogelschutzvereins. Der kannte Kiebitzeieler genau, der wußte sie auch herzustellen, daß kein Professor, kein Millionär das falsche von dem rechten unterscheiden konnte. Wie wäre es, wenn ein richtiges Kiebitzwei ausgeblasen und mit flüssigem Zucker gefüllt würde. Das Schließen der kleinen Öffnung würde ein Künstler schon fertig bringen. Ganz vorsichtig, mit Künstlerhänden müßte das vollbracht werden!

Nun häuften sich die Ereignisse, wie es oft im Leben vorkommt. Der Bäcker hatte eines Morgens wieder Glück, er fand das seltene erste Kiebitzwei. Wer Kiebitzeieler je gesucht hat, weiß, welche Mühe, wieviel Zeit dazu gehört. Wohlbehütet, mit den zartesten Händen trug es der glückliche Finder heim: „Weib, das drittemal!“ rief er ihr entgegen, „das Glück ist fast zu reichlich.“

Die Meisterin aber rief: „Sei nicht dumm, Mann, halte das Glück fest, zerschlag das Ei nicht!“



Kreideküste Rügen

H. Kistler



Weg zum Schloß

Karl Bauer

Das Ei wurde sorgsam in Watte gelegt. In wenigen Minuten später war es im Städtchen bekannt, wem wiederum das Glück hold gewesen war. „Ja, der Zuckerbäcker“, riefen die Leute, „der hat das Glück gepachtet.“

Der Bäcker lächelte und reckte sich empor. Drüben im Fleischerhause hatte der Herr und Gebieter keine ruhige Stunde. Er konnte nur immer wieder sagen: „Abwarten, liebe Frau, abwarten!“

Sie aber rief etwas laut: „Was haben wir von dem Abwarten, das Glück will nicht abgewartet sein.“

Am andern Morgen warf sich der Zuckerbäcker in Wachs, putzte, drehte seinen Schnurrbart sorgfältig, strich mit der Hand über den Hut, empfing aus den Händen seiner Gattin das geschmückte Körbchen mit dem Glücksei. Der reiche, hohe Herr sammelte die ersten Kiebitzeler, weil ihnen Wunderkräfte zugeschrieben wurden, ähnlich den Oestereiern.

Vor dem Zuckerbäcker traf im Schloß ein von fremder Hand geschriebener Brief ein, der den Millionär auf einen Zuckerbäcker aufmerksam machte, der das erste Kiebitz bringen würde, das aber sicherlich von keinem Kiebitz gelegt sei. Der Herr möchte dieses Ei nur einmal mittendurch schneiden, um mit eigenen Augen, mit eigener Zunge sich zu überzeugen, daß es Kiebitze gäbe, die ihre Eier mit Zucker füllten.

Dieser Brief brachte Aufregung in das Schloß, das nun gespannt den glücklichen Finder erwartete.

Der dicke Zuckerbäcker stand bald mit dem Körbchen, bestaunt und begrüßt von allen Seiten, in der Besuchsstunde bereit. Er schwitzte vor Glück: Das drittemal, das Glück war zu groß, es bedrängte ihn förmlich! Wenn er nur dieses Glücksei bald los würdel! So dachte er.

Huldvoll wurde er vom Millionär empfangen: „Das nenne ich wahrhaftig ein Glück, Meister John, so zeitig dieses Jahr, und so groß, und das drittemal!“ Er betrachtete das Ei von allen Seiten. Der Zuckerbäcker mußte erzählen, wie er am frühen Morgen nach tagelangem Suchen, da die andern noch schliefen, drei Meter vom Bach entfernt, das Ei gefunden hatte, wie ihn die Kiebitze umschwirren. Immer am Kopf vorbei, daß er schon glauben mußte, daß die Vögel es auf seinen Kopf abgesehen hatten.

Nur weglocken wollten sie den Meister vom ersten Ei! „Sonderbar! Sehr sonderbar!“ rief der reiche, hohe Herr, und die Damen und Herren um ihn her begannen zu kichern. Immer mehr mußte der Zuckerbäcker erzählen.

Der Millionär drehte das Ei immer noch von einer auf die andere Seite, bohrte seine Augen auf alle Stellen, durchbohrte förmlich die Schale. Dann schien er etwas gefunden zu haben, was ihm nicht ganz geheuerlich vorkam. Denn er rief nach einem Vergrößerungsglas. Die verfangliche Stelle wurde untersucht. Dann ergriff der hohe Herr auf einmal ein Messer und schnitt es mittendurch, leckte daran, weil kein Eidotter zu sehen war und das Innere eine seltsame Welt enthüllte.

„Hier kosten Sie auch einmal, Meister“, rief er laut lachend, „das Ei müssen Sie wohl selbst gelegt haben.“

Dem glücklichen Finder schoß die Röte in den Kopf. Der Millionär hatte recht, es schmeckte aus dem Ei zuckersüß heraus.

Trau dem Glück nicht! wurde am Zuckerbäcker wahr. Wo er sich auch sehen ließ, folgte ihm das Lachen und der Spott. Alles lachte, das Schloß, das Städtchen, die weite, grüne Au, am meisten die Kiebitze, in den Lüften.

Der Fleischermeister stand vor der Ladentür, pfliff leise durch die Lippen. Sein Weib war mit ihm zufriednen.

Er lächelte, aber nicht nur über den Zuckerbäcker.

ONDA

Kurzgeschichte von Ibor Renträg



Das Modell

K. Bauer

Heraus mit der Sprache

Lache, wem Gelach gegeben,
Singe, wem Gesang,
Manchmal geht ein Ton daneben,
Das geschieht im Überschwang.

Lieber raus- wie reingedrückt,
Töne müssen alle leben,
Sei es mißlich, sei's geglückt,
Denn da drinn' darf nichts verkleben.

Ärger, Stunk und Hängekopf,
Schlag ihn raus den Sorgenpfopf,
Frei vom Herzen die bewußte
Unbewußte Trägheitskruste.

Sei mal ehrlich, daß du's weißt,
Wer Humor hat, hat Humor.
Aber komm dir allermeist
Selbst erst einmal komisch vor.

W. D.

„Kommen Sie heute mit zum Training?“

„Leider kann ich Sie nicht begleiten, denn meine Freundin erwartet mich.“

„Auf Wiedersehen.“

Diese Worte klangen Rosita noch in den Ohren, als der junge Mann schon lange ihrem Blicke entschwendet war und müdig überlegte sie, ob sie allein hingehen soll.

Sie kannte Jackie nun schon seit zwei Monaten und zeigte ihm offen ihre Sympathie; aber er war nie über sein Maß von Korrektheit hinausgegangen.

Sie waren beide im gleichen Warenhaus beschäftigt. Nicht in der gleichen Abteilung, aber in derselben Etage.

Punkt zehn nach Zwölf trafen sie sich beim Hauptportal und gingen denselben Weg bis zum Hallenbad. Hier trennten sie sich jeweils mit einem kurzen „Auf Wiedersehen“.

Dasselbe wiederholte sich abends zehn nach Sieben.

Vom Warenhaus bis zum Hallenbad waren es zirka zwanzig Minuten, je nach Gangart, und in dieser kurzen Zeit versuchte Rosita das Mögliche aus Jackie herauszuholen. Aber er war nicht gesprächig, er sprach nicht über sich selbst. Sobald das Thema seine Person streifte, wurde er eisilbig.

Ein einzigesmal ging er aus sich heraus und das war, als Rosita das Buch „Tiere sehen dich an“, von Eiper, bei sich hatte. Zuerst war er schweigsam wie immer. Plötzlich entdeckte er das Buch, welches eingeklemmt zwischen ihrem Arm und Körper war und fragte interessiert, ob er dasselbe ansehen dürfe. Dann erzählte er von Zirkussen und Zoos. Daß er ganze Tage in Zoologischen Gärten verbracht, und manch schönes Erlebnis mit den Tieren gehabt habe. Aus seinen Schilderungen erfuhr sie, daß er sehr viel gereist war. In seiner Begeisterung ging er sogar beim Hallenbad vorbei, was bis jetzt noch nie vorgekommen war.

Aber ausgerechnet heute begegnete ihnen Rositas Bruder und sagte im Vorbeigehen: „Mutti erwartet dich!“ Da war's mit seinem Erzählen vorbei.

Sie hätte noch stundenlang seinen glühenden Schilderungen über Bobby, den ausgekommenen Fischotter vom Münchner Zoo, welchen man erst nach drei Tagen in der Isar fangen konnte, zuhören können. Aber schon tönte sein sonst so angenehm anzuhörendes „Auf Wiedersehen“ an ihr Ohr.

Es gelang ihr nicht wieder, ihn so zum Sprechen zu bringen, obwohl sie mit echt weiblicher List alle möglichen Bücher über Tiere auslieh und ihn sogar fragte, ob er dieses oder jenes mitnehmen wolle.

Er hatte keine Lust mehr, sich von der gesprächigen Seite zu zeigen.

Einmal nur fragte er sie, welchen Sport sie betreibe, und sie erzählte stolz von ihren Fechtturnieren, wie sie in der Schweiz Erste im Florett wurde, obschon sie nur Zweite geworden war. Sie mußte ein wenig aufschneiden, es war so in ihrer Art. Dann fragte er sogar, ob man einen Trainingsabend besuchen könne.

Heute hatte sie sich schon so gefreut, daß er mit ihr kommen würde, und nun war er weg. Einfach empörend von ihm!

Überhaupt, wer war er? Und wo kam er her? Sie wußte nur, daß Jackie Jackie hieß, daß er Schweizer war und daß er eine Freundin habe. Überhaupt diese Freundin. Wer war sie? Angeblich nicht seine Geliebte, denn auf eine Anspielung ihrerseits war er zornig geworden und hatte ihr erwidert, er werde sich nie in eine rothaarige Freundin verlieben. Wahrscheinlich glaubte er, sie habe ihn mit seiner Freundin gesehen.

Und rothaarig war sie noch dazu!
Morgen wollte sie ihn einfach übersehen. Aber sie brachte es doch nicht fertig. — Im Gegenteil. —

Sie war unruhig, als er zehn nach Zwölf nicht zur Stelle war und war erregt, als er abends auch nicht kam.

Am nächsten Tag aber erschien er wieder und war strahlender Laune.

Bei seinem Anblick hatte sie ihren Ärger vom Vortage vergessen, doch verschwand der Glanz aus ihren Augen, als er ihr erklärte,

gestern habe er nicht kommen können, denn seine Freundin sei erkrankt und er habe sie pflegen müssen. Heute sei Onda aber wieder bedeutend wohler.

„Auf Wiedersehen!“ Man war inzwischen angelangt.

Also Onda hieß diese Freundin! Onda, ein komischer Name. Wahrscheinlich italienisch. Sie wußte, er schwärmt für Italien, für die italienische Sprache, also wahrscheinlich auch für italienische Frauen. Aber Italienerinnen sind doch nicht rothaarig? Ob es wohl ihr Vor- oder Schreiname war?

Daheim suchte Rosita im italienischen Wörterbuch ihres Bruders nach. Onda, hier stand es, hieß Woge, Welle.

Zehn nach Sieben. Mit den Worten: „Wie geht es Ihrer Welle?“ begrüßte Rosita Herrn Jackie. Belustigt blickte dieser in die braunen, eifersüchtigen Augen des Mädchens. „Gott sei Dank, wieder ganz auf der Höhe“, war die Antwort. „Übrigens möchte ich Sie heute abend einladen. Onda kommt zwar mit, aber zu dritt ist es auch nett und ich möchte diesen wundervollen Abend zu einem Spaziergang am See ausnützen. Am besten, wir treffen uns um neun Uhr beim Goethedenkmal am See.“

Eigentlich eine Frechheit! Zuerst sich ein solch solides Benehmen zuzulegen, dann einen einfach um neun Uhr bestellen und nicht einmal abwarten, was sie dazu sagen würde. Aber sie wird gar nicht hingehen!

Punkt neun!

Der letzte Schlag vom Münstererturm war noch nicht verklungen, kam Rosita klopfenden Herzens zum Goethedenkmal.

Jackie war schon da. Er saß auf einer Bank und blickte über den See. Aber wo war Onda? Trotz allem Schauen sah sie keine Spur von der Dame.

Nun hatte er sie bemerkt und kam ihr entgegen. Dann saßen sie beide auf der Bank neben dem Goethedenkmal. Der Mond legte sein zitterndes Licht über die beiden und verschwand dann verständnisvoll hinter den Wolken. Man sah nur dunkle Schatten. Wenn man genau hinhorchte, hörte man flüstern: „Du — Rosita — Jackie —!“

Endlich kommt wieder Ordnung in die Wirrnisse der Schatten. „Nun sag mir endlich, daß deine Freundin Onda gar nicht existiert. Ich würde es auch nicht ertragen und war schon wahnsinnig eifersüchtig auf diese Onda“, klagte Rositas Stimme. Aber Jackie wird ernst und erwidert: „Onda existiert nicht nur in der Einbildung, sondern in Wirklichkeit und du wirst dich mit dieser Freundin abfinden müssen. Ich weiß aber jetzt schon, daß Onda dir sehr gut gefallen wird und du dich fabelhaft mit ihr vertragen wirst. Übrigens werde ich dir Onda sofort vorstellen, denn ich sehe sie soeben am See entlang kommen...“

... und entlang des Sees kam eine herrliche rothaarige Setterhündin und stürzte sich mit freudigem Jaulen auf Jackie.

Mein Weg

Ich suche im Leben
Nur Pfade zum Werden,
Ich hasse das Streben
Nach Glück hier auf Erden,
Weil ich weiß,
Daß Glück leicht zerbricht
Und sein Preis
Verlorene Pflicht.
Darum schaff' ich,
Was in mir
Zum Werden drängt,
Niemals raff' ich,
Weil das mir am Golde hängt,
So will ich gern einsam wandern,
Aber im Herzen frei,
Und hinter mir lassen die andern
Samt ihrem Haßgeschrei.

W. H. Dammann



EIN DENKER UND EIN TRÄUMER

Von Josef Hiller

Einen langjährigen Freund traf ich einst, wußte wohl, daß er den Ärzteberuf ergriffen hatte, aber man vergißt eben, wenn man sich länger nicht mehr sieht. So ging es wenigstens mir, als ich ihn im ersten Moment fragte, was aus ihm geworden sei. Dann plauderten wir über lustige Erinnerungen und über vergangene Zeiten, wie es eben Freunde tun, die sich lange nicht getroffen haben. Über kleine Liebeleien und über die junge Liebe sprachen wir, bis er auf einmal einwarf, daß alle Liebe ein großer Unsinn sei, und daß er heute, vom ärztlichen Standpunkt aus, alles anders ansehe. In mir entstand eine kleine Leere und mir wurde es im ersten Augenblick etwas kühl, aber ich wollte das Dunkel, das in meinem Innern entstanden war, nicht merken lassen.

Ab und zu machte ich Einwendungen und er sagte, daß wir beide in diesem Punkte allerdings verschieden seien, da er Arzt sei, und ich würde ein ewiger Träumer bleiben.

Wie wir Männer sind, so gab ich ihm recht, zumal wir uns so lange nicht mehr sahen. Nur ab und zu erinnerte ich ihn an die schöne Zeit der Liebe von einst, wo er manch kleines Herz schälte und oft ein tiefes Weh verursachte. Ich ließ mich auch gerne vom medizinischen Standpunkte aufklären, nur ab und zu mußte ich ihn mahnen, auch meine Ansicht hinnehmen zu wollen. Wir waren bald in einem Café gelandet; er stützte schon, als er von Kaffee hörte, erzählte vom schädlichen Koffein, und während die kecke Bedienung lechte und mir zuschmunzelte, wandte sie sich von ihm rasch fort. Er bestellte eine Tasse Haag und lächelnd schlürfte er diesen, während mein Kaffee einen herrlichen Duft verbreitete, unterdrückte auch ich ein leichtes Schmunzeln.

Und wir sprachen von der Wissenschaft, von Büchern über die Liebe und sogar von dem Werk eines Professors So und So, der behauptete, daß Liebe eine Krankheit sei.

Ich weiß nur noch, daß ich einwarf, eine solche Krankheit möchte ich mein Leben lang haben, denn dies müsse doch sehr schön sein.

Und er erzählte mir von Nerven aller Art und von ihrer Einwirkung auf das Gehirn und das Herz. Manchmal gab ich ihm auch recht, als er von einer Phantasie und von einer kleinen Schwäche mir zu erklären versuchte, und ich ließ ihn auch in seiner eifrigen medizinischen Betrachtung, weil ich wußte, daß ein Menschenherz, wenn es liebt, genau so erzittern kann, wie Blümchen, die in den Abendlüften ein leichter Wind umkost.



Holzschritt

Bolt

Er horchte auch gerne, als ich Märchen, die wir alle erträumen, erzählte, und daß doch letzten Endes alle Menschen erst groß werden, wenn eine große Liebe in ihnen wohnt.

Als ich ihn dann noch an die Jugendzeit erinnerte, wo er in ein Mädel, so braun wie die Kastanien, verliebt gewesen ist, und wo ein Mädel von Übermut sprudelte und ihre Locken in den Nacken warf, als wollte sie der ganzen Welt trotzen und ihre Perlenzähne zeigte, als sei es ein Geschenk Gottes, da schwieg mein Freund. Da ward mein Freund wie umgewandelt und muß mir geglaubt haben, denn als wir uns voneinander verabschiedeten, da hat er mir lange die Hand geschüttelt, während er mit auffallend leuchtendem Blick mir seine Freude zum Ausdruck brachte. —

Ich hatte eine noch größere Freude als er, denn ich wußte, daß ein Schwärmer und Träumer, wie er mich oft nannte, einen Denker belehrt hatte, der die Gottesgabe der Liebe nur medizinisch beurteilen wollte. —

So war eine geraume Zeit vergangen; ich sah meinen Freund lange nicht mehr.

Eines Tages war es, an einem Frühlingstage, da machte ich einen Ausflug ins Grüne. Die Sonne schien, als wollte sie allen den ewigen Frühling verkünden, und frohen Sinnes zog ich dahin und sang ein Liedel aus alten vergangenen Zeiten vor mich hin: „Noch ist die blühende, goldene Zeit, noch ist die Tage der Rosen“, während ein leichter Frühlingwind mein Haar zerzaute. Ein Leiermann am Wege kimpelte alte Melodien auf seiner alten Orgel und es vermischten sich die Töne mit den ersten Vogelstimmen, die den wiederkehrenden Sommer vorher sagten.

In der nächsten Schenke kehrte ich ein und ließ mich gemächlich nieder, sann über alte Zeiten nach und dachte unwillkürlich an meinen Freund, den Mediziner, den ich einmal anders belehrte und der mir beim Abschied stärker als ich es gewohnt war, die Hand schüttelte, als wollte er sich für meine Auffassung über die Liebe bei mir bedanken.

Ein reizendes blondes Mädel servierte mir mein Getränk, und bald plauderte ich mit ihr allerhand dummes Zeug, daß man meinen konnte, es wären zwei Liebende zusammen in eine Unterhaltung vertieft.

Ich besah mir das ganze zierliche Haus und spähte zum Fenster hinaus ins Freie. Die in winzige Scheiben geteilten Fensterläden erinnerten mich an Märchenhäuslein, und rote Geranien zierten meinen Ausblick. Durch die blutroten Blumen schaute ich oft ins Freie und besah mir die ankommenden Gäste.

Im ersten Moment wollte ich meinen Augen nicht trauen, als mein Freund, der Doktor, mit einem Mädel am Arm in den Garten einbog.

Und es war ein Mädel, so braun wie die Kastanien, mit Locken, als hätte der Wind darin gespielt.

In einer Ecke, wie alle Liebenden es tun, nahmen sie Platz. Ihre weißen Zähne leuchteten zu mir herein durch die farbigen Blumen; sie waren so weiß, wie ich ihn an dem Abend seinerzeit erzählte. Innerlich war ich froh, daß er zu meiner Ansicht kam, daß es eine Liebe gibt, die keiner Betrachtung unterworfen ist, und ich habe lange ins Freie geschaut und habe zwei glückliche Menschen belauscht, die sich vieles erzählten.

Ich sah sogar, wie eine Jasminlaube sich verbeugte und ihnen den Duft spenden wollte, als ihre Hände tänzelnd und ohne Ziel an den Zweiglein spielten. Ich sah, wie mein Freund öfters sich umblickte, als wollte er mir Dank sagen, wenn er mich sehen sollte.

Da ich weiß, daß die Liebe unser Gott nicht jedem gibt, so wollte ich die beiden auch nicht stören, und ich zog mit singenden Lippen hinaus ins Grüne, als mein Freund mit seinem Mädel das kleine Gärtlein verließ.

Langsam bin ich hinterhergegangen und wir schlenderten stadteinwärts.

Die Vogelstimmen wurden lauter und emsige Spatzen hüpfen vor Freude, als wollten sie uns beobachten.

Zwei Kartengrübe müssen sich gekreuzt haben, denn am andern Tage war auf meinem Tisch eine solche von meinem Freunde und von einem braunen Mädel mit braunen Locken unterschrieben, und er sprach mir seinen Dank aus, und vieles mehr. —

Wie wird mein Freund geschaut haben, als er mit gleicher Post, von dem gleichen Ausflugsort stammend, eine Karte erhielt, auf der ich schrieb, daß ich zwischen blutroten Geranien durchs Fenster ein liebendes Paar sah, in einer duftenden Laube von Jasmin, wo ich ein Weiß von herrlichen Zähnen eines Mädels, mit den Farben eines satten Grüns und dem leuchtenden Rot der Geranien, zu einer Sinfonie verschmelzen sah. —



Spilt

E. M. Wagner

DER FATALIST

Von Christoph Walter Drey

„Hätte ich zu befehlen, würden die Ferien abgeschafft“, sagte Haseloff.

„Da würdest du sehr bald unbeliebt sein und nicht lange zu befehlen haben“, meinte Gröger.

„Weil die Menschen nie einsehen, was zu ihrem Besten dient. Ferien sind eine durchaus schädliche Einrichtung.“

„Darum machst du auch so ausgiebig davon Gebrauch!“

„Ich stehe über der Sache! Mir schaden sie deshalb nicht. Was treiben die Leute in den Ferien? Du hast hier doch genug un erfreuliche Beispiele. Der Professor läßt sich beharrlich die Sonne auf den kahlen Kopf scheinen und hält diese verrückte Sonnenbestrahlung für gesund. Der Direktor läuft trotz seiner Gicht Tag für Tag fünfzehn Kilometer, keinen mehr, keinen weniger. Das soll ihn verjüngen. Dabei scheint er mir in den zwei Wochen unserer Bekanntschaft um ein halbes Jahrhundert älter geworden zu sein. Die Gerichtsrätin — Gott segne ihren Schlummer! (Die Dame saß würdig in der anderen Ecke der Veranda und schnarchtel) — legt sich und fremden Personen stundenlang die Karten und verdirbt ihnen mit ihren Prophezeiungen die Laune.“

„Erlaube mall Es gibt doch noch genug Menschen, die ihre wohlverdienten Ferien vernünftig verleben!“

„Ich hatte einen Angestellten, einen tüchtigen Kerl, der sparte

das ganze Jahr wie ein Geizhals, um in den Ferien nach einer Spielbank fahren zu können. In Zoppot verlor er alles. Ich hatte einen Freund, der reiste jeden Sommer ans Nordkap und nach Spitzbergen, obwohl er immer mit erfrorenen Ohren zurückkam und einmal mit einer Braut. Und ich kannte — — —“

„Aber das sind doch nur Ausnahmen!“ behauptete Gröger.

„Soo? Und wenn Tausende von jungen Mädeln am Strand unerfahrene Jünglinge betören — — sind das auch Ausnahmen? Wenn noch mehr tausende welche vergeblich zu betören suchen und im nächsten Jahre den Versuch erneuern — — sind das auch Ausnahmen?“

„Nein, aber ich kann nichts Schreckliches dabei finden.“

„Soo — —? Und wenn die Leute auf See fahren und ertrinken, ins Gebirge reisen und abstürzen, mit dem überfüllten Zug entgleisen, ausgeplündert und bestohlen werden — — ist das etwa nicht schrecklich? Die Ferien sind ein Unglück — — —“

Aus dem Hause kam eine weißgekleidete junge Dame.

Haseloff erhob sich.

„Entschuldige mich!“

Er verbeugte sich vor dem jungen Mädchen und schritt angeregt plaudernd, ein fröhlicher Mensch, neben ihr her. Er steht aber gänzlich über der Sache! Ihm werden die Ferien also nicht schaden — — —



Armstudie

O. Malura

DAS VERGESSENE LOCH

Humoreske von Heinrich Riedel

Durch die Ladentür von Stoffer Croce in Little-Chikago im wildesten Kentucky — wo ein Mann genau wissen muß, wann die richtige Zeit für einen gutsitzenden Faustschlag gekommen ist — kam ein späßiger Farmer hereingestiefelt, um die aufgelaufene Rechnung zu bezahlen.

„Hällouh, alter Kanonensohn!“ brüllte er beim Eintreten, „du hast wohl ein Loch im Kopf?“

„Noch nichts von gemerkt, Partner. Wieso?“

„Na, wo kommen denn die Sägespäne auf deiner dreckigen Diele her?“

„Setz dich hin, versoffene Nachteule!“ sagte Croce. „Ich muß jetzt rechnen.“ — —

Croce, ein ehrsamer Selbstgemachtmann, konnte nicht schreiben und hatte sich in seiner Buchführung als Ersatz für die alphabetische eine Art urchümlicher Bilder- und Symbolschrift — wie ein Indianer — zugelegt, mit deren und Gottes Hilfe er sich denn auch verblüffend schnell und sicher in allem herausfand, so daß es bisher noch niemand gelungen war, ihm etwas schuldig zu bleiben.

„Also“, sprach er schließlich, mit seiner Detektivarbeit fertig, „du hast zwei Zentner Heusamen, ein Pfund Rattengift, zwei Dreschflügel, sechs Meter Buckskin, einen Pferdestriegel, fünfzehn Flaschen Whisky und einen ganzen Schweizerkäse. Macht zusammen 37 Dollar 10 Cents.“

„Was, einen ganzen...! Du hast wohl einen Sonnenstich? Ich will meine Stiefel auffressen, wenn ich auch nur die Rinde von einem deiner schimmigen Käse gesehen habe!“

„Guck her! Da steht es“, erwiderte Croce ruhig, indem er dem Farmer unter seinen Kritzeleien im Hauptbuch einen grob gezeichneten Kreis zeigte. „Das bedeutet bei mir immer einen Schweizerkäse. Also hast du einen erhalten. Wirst ihn wohl inzwischen ‚vergessen‘ haben, Freundchen. Hihihih!“

„Na, jetzt will ich aber verdammt sein!“ bellte der Farmer und beschwor in ziemlich blumiger Redeweise das Gegenteil. Und so entstand mit urweltlicher Plötzlichkeit ein Krach, daß die Scheiben wackelten und der Mostrichopp auf der Theke bebte. Er endete damit, daß beide Betrachtungen darüber anstellten, wer von ihnen der größere Ochse sei.

Da auch hierüber erhebliche Meinungsverschiedenheiten bestehen blieben, ergriff der Farmer seinen Stuhl, sagte, er werde es ihm gelegentlich eintränken und schlug Croce nieder.

Der war zum Glück ein sehr kräftiger Mann, entnahm praktischerweise gleich dem untersten Fach der Theke einen Forkenstiel, und nun versuchten die beiden, sich mittels diesem und dem übriggebliebenen Stuhlbein sowie wilden Flüchen gegenseitig von der Richtigkeit ihrer Ansichten zu überzeugen. Nur die Gleichheit der Kräfte verhinderte es, daß einer totgeschlagen wurde. Schließlich setzten sie sich ermattet wieder hin und überlegten sich die Sache in Ruhe.

„Mann Gottes!“ rief nach fünf Minuten der Farmer plötzlich und schlug sich knallend auf die Lederhosen. „Jetzt weiß ich, was ich noch von dir bekommen habe, du gottverdammter Sohn einer Kanone: das war ein Mühlstein!“

„Heiliger Pfeifendeckel!“ sagte Croce niedergeschlagen. Dann riß der Farmer lautlos seinen riesigen Mund auf und fing breit und dröhnend und ganz langsam im Viervierteltakt an zu lachen. Es klang wie eine krachend angeschlagene Pauke nebst Triangel.

Stoffer Croce aber verzog keine Miene. Denn er dachte nach. Der Farmer klappte unerwarteterweise seinen Mund wieder zu, und eine Weile herrschte Totenstille. Auf einmal brüllte Croce, das verbeulte Gesicht des andern tief sinnig betrachtend: „Juaah, du dreimal verdammter Sohn eines Kanonenboots! Es stimmt! Ich habe vergessen, in der Mitte das Loch zu machen.“ Und da hätten die beiden sich vor Lachen beinahe umgestülpt.



Welden

Die Ente

Von Rudolf Waldhaus

In Stry, Galizien. Ich war dem dortigen Etappenkommando zugeteilt und hatte die erstrebenswerte Stelle eines Kompaniekochs. Noch tobte der Weltkrieg in allen Phasen: Wir hatten das Kriegsjahr 1917. Da es an österreichischen Soldaten mangelte, hatte ich in der Küche zwei stämmige, kriegsgefangene Russen. Mit diesen und mit einem Ochsengepann mußte ich von Zeit zu Zeit zur nächsten Mühle, Mehl für unsere Küche fassen.

Es war an einem Sommernorgen. Ich wartete in Reih und Glied mit meinen hünenhaften Russen und mit meinem Gespann auf das Darankommen vor der Mühle. Die Mühle war im Besitze eines Juden, der nebenbei auch eine kleine Bauernwirtschaft betrieb. Im Hofe tummelte sich eine Schar Geflügel, unter ihnen eine Gruppe von fünf Enten.

Endlich kam ich an die Reihe, erhielt laut meiner Bestätigung das zugeteilte Quantum Mehl und war im Begriffe, die Stelle meines Wartens zu verlassen. Da erhob die Frau des Mühlenbesizers ein Lament. Aus ihrem polnischen Redeschwall entnahm ich, daß ihr eine Ente verschwun-

den ist. Und wirklich, da waren nicht mehr fünf, sondern nur vier Enten zu sehen. Eine hochnotpeinliche Untersuchung begann. Ein Wagen nach dem anderen wurde genauestens durchsucht, aber vergebens, die Ente kam nicht zum Vorschein. Zu meinem größten Ärger hatten der Müller und seine Frau auf meine beiden Russen und auf mein Gespann ihren größten Verdacht. Wir mußten unseren Wagen wieder vollständig abladen und aufladen, aber umsonst, die Ente war nicht zu finden. Mit der unschuldigsten Miene und treuerzigem Blick beteuerten meine beiden Russen ihre Unschuld, so daß ich, aufs höchste empört über einen solchen Verdacht, für sie Partei ergriff.

Mir ging die Sache mit der gestohlenen Ente nicht aus dem Kopfe und als wir nach Hause kamen, fragte ich die Russen vertraulich, ob sie wirklich nichts vom Verschwinden der Ente wissen. Erst als ich ihnen völlige Verschwiegenheit und Straffreiheit versprochen hatte, wiesen sie, mit ihren Augen schelmisch zwinkernd, auf ihre beiden Mäntel, die nachlässig auf die Ochsen unseres Gespanns ausgebreitet lagen. Und siehe da, im weiten Ärmel eines Mantels der Russen steckte verborgen die erdrosselte Ente des Müllers.

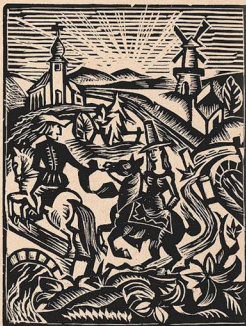
Sachliche Erledigung

Der preußische Generalstabarzt v. Wiebel, der Leibarzt des geistvollen Königs Friedrich Wilhelm IV., hätte schrecklich gern noch einen Orden gehabt. Kurz vor einem Ordensfest befand er sich eines Tages beim König und dieser sagte beim Abschied: „Na adieu, lieber Wiebel; beim Ordensfest sehen wir uns ja wieder.“ „Da gehe ich nicht hin“, erwiderte Wiebel barsch. „Ich habe ja nicht gekriegt!“ „Wirklich?“ sagte der König, nahm die auf dem Tisch liegende Ordensliste und sah nach. „Wahrhaftig!“ rief er schließlich. „Sie stehen nicht drin! Na, da gratuliere ich. Da brauchen Sie wirklich nicht hinzugehen.“

Jakob Binder, der berühmte Bassist des Kärntner-Theaters, war ebenso berühmt durch seine Kunst wie durch seine Grobheit. Als er einmal einem Theaterdirektor im Büro eines Theateragenten vorgestellt wurde, fragte ihn dieser nach seiner Stimmlage. Ergrimmt darüber, daß dieser noch nie seinen Namen gehört haben wollte, erwiderte er in seinem tiefsten Baß: „Tenor, Sö Ochsi!“ H. G.



Versuchung



Spazierritt

Nach der Keller-Legende: „Die Jungfrau und der Teufel“

Von Th. Hochreiter



Sonntagsruhe

H. Kistler

Sommertag

Hat der Morgen seine Würde,
Lichterstrahlend rings im Moos,
Legt der Mittag seine Bürde
In der breiten Felder Schoß.

Rührt der Nachmittag mit leisen
Winden an des Waldes Saum,
Gleiten Abends süße Weisen
Trunken von dem großen Woltenbaum.

Andreas Berger

Morgenfrühe in der Stadt

Von Karl Gideon Gössele

Über Mauern, über Steinen
Schwadet Zwieliicht. Sterne blassen
Eines Säuglings schmerzlich Weinen
Schluchzt durch monotone Gassen.

Hinter Fenstern, dicht vorhängen
Geistern letzte schwere Träume.
Aus den Weiten, nachtaufangen
Heben sich begrenzte Räume.

Langsam rötet sich der Osten.
Jäh ertrinkt die Stadt in Wonne:
Die betauten Dächer kosten
Lichtgeschenk und Glanz der Sonne.

Ich will

Dulde, leide! sagen Menschen,
Streite, kämpfe! sagt die Seele.
Ich will nicht, was jene wollen.
Kampf allein ich mir erwähle.

Ich will nicht dem Schicksal frohnen,
Ich will mir mein Glück erjagen,
Ich will nicht im Leid vergrämen,
Ich vertreib' es, ich will's wagen!

Ich will meine Wege gehen,
Fliege meine Seele, fliege!
Ich will kämpfen und will zeigen,
Daß ich will und daß ich siege!

Ilse Maria Aichinger

DIE PROBEPREDIGT

Von Heinrich Riedel

Predigtamtskandidat Palm kam spät abends — sein Zug hatte schlechten Anschluß — in dem großen Kirchdorf, wo er am morgigen Sonntag als Anwärter für die vakante Pfarrerstelle seine Probepredigt halten sollte, mit dem Wagen von dem drei Kilometer entfernten Bahnhof an, klopfte an die Tür des einzigen Gasthofs im Ort und ließ sich, ohne weitere Umstände zu machen, von dem Wirt in das vorausbestellte Zimmer führen.

Kaum hatte dieser die Tür von außen zugemacht, als Kandidat Palm erstaunt aufhorchte: Aus dem Nebenzimmer klang die laute Stimme eines Mannes, der eine Rede zu halten schien. Der Betreffende mußte seinen Eintritt überhört haben.

Der unfreiwillige Zuhörer brauchte keine zwei Minuten, um zu wissen, daß es sich bei dem einsamen Redner um seinen (wie ihm mitgeteilt worden war, ebenfalls für morgen zur Probepredigt bestellt, ihm ansonst jedoch unbekanntem) Mitbewerber um die Pfarramtsstelle handelte, der seine Predigt memorierte. Jedes Wort war zu verstehen, denn die beiden Zimmer waren nur durch eine dünne Tür voneinander getrennt.

Interessiert folgte Palm dem Vortrag. Als er aber die Predigt bis zu Ende angehört hatte, mußte er sich sagen, daß sie viel besser sei als die, die er selbst zu halten gedachte. Sie besaß Schwung, Gedankentiefe, sie griff ans Herz.

Kandidat Palm erschrak. Seine Aussichten standen schlecht für morgen. Sehr schlecht.

Soeben fing der Unsichtbare im Nebenzimmer zum zweitenmal mit seiner Predigt an.

Palm grübelte sorgenvoll und mit aufgestört wachen Sinnen vor sich hin.

Da kam ihm plötzlich eine Idee..., die er zunächst unwirksam zurückdrängen wollte, die dann aber doch in Sekundenschnelle von ihm Besitz ergriff. Unwiderstehlich. Und Palm mußte sich ihr, so sehr er gegen sie ankämpfte, schließlich wie unter einem Zwang fügen.

Und nun tat er zunächst folgendes: er prägte sich — für sein vortreffliches Gedächtnis war er schon auf dem Seminar berühmt gewesen — die Predigt, die er immer noch weiter mit anhören mußte und die sein Gegenüber anscheinend erst kurz vor seiner Herkunft ausgearbeitet hatte, mit ein; und als der Vortragende endlich Schluß machte und zu Bett ging, konnte Kandidat Palm sie ebenfalls fast Wort für Wort auswendig. — —

Feierlich läuteten die hellen Glocken am Sonntagmorgen. Von Flieder duftete die milde Luft. In der Kirche aber gab es keinen leeren Platz und viele standen in den Gängen, als der etwas rundliche Kandidat Palm, der als erster predigen sollte, mit einigermaßen unruhigen Schritten zur Kanzel emporstieg und seine Predigt hielt. Andächtig lauschte die Gemeinde und war, obwohl der Kandidat ein klein wenig unsicher und hier und da zu stocken schien, sichtlich befriedigt.

Auf der Bank bei den Kirchenältesten aber saß Kandidat Engelmann. Bei den ersten Sätzen wäre er beinahe aufgesprungen. Denn, was er da hörte — er wußte nicht, ob er träume oder wache — war beinahe Wort für Wort seine eigene Predigt. Das Blut hämmerte ihm in den Schläfen.

Inzwischen redete Kandidat Palm eifrig weiter und Kandidat Engelmann konnte fast auf die Minute berechnen, wann er zu Ende sein würde und wann er selbst dran käme.

Was tun? Eine andere Predigt frei zu halten, konnte er sich — in seiner Aufregung sehr begreiflich — nicht zutrauen. Die Gemeinde aufklären und einen Skandal herbeiführen, kam nicht in Betracht, abgesehen davon, daß ihm dies Begebnis zunächst selbst noch völlig unerklärbar war. Weggehen konnte er auch nicht. Er konnte überhaupt nichts, als auf die Kanzel gehen.

Und das tat er denn auch, als es soweit war. Halb mechanisch stieg er die kleine Treppe hinauf, langsam, um Zeit zu gewinnen. Aber einmal kam er ja doch oben an. Sein Gehirn arbeitete flieberhaft — und fand doch keinen Ausweg.

Oben stützte er die Hände auf die Brüstung. Vor seinen Augen flimmerte es. Was tun? Irgend etwas mußte ja schließlich geschehen. Er mußte anfangen zu reden.

Und da — im gleichen Augenblick, als er, noch nicht recht wissend, was er sagen würde, den Mund öffnete — kam ihm der rettende Einfall. Es war aber gleichsam, als befehle ein anderer seiner Zunge. Sein Körper straffte sich und mit wohlthuend dunklem Organ begann er: „Liebe Gemeinde... wir haben soeben eine so schöne Predigt gehört, daß ich nichts Besseres tun kann, als... sie noch einmal zu halten.“

Und dann hielt er seine eigene Predigt. Und da er sie doch noch etwas besser konnte als sein Vorgänger, da zudem seine Art zu predigen eine besondere Wärme und Eindringlichkeit ausströmte, so machte er einen ganz außerordentlichen Eindruck.

Die Gemeinde starrte mit immer größerer Verwunderung, aber auch mit stiller Ehrfurcht auf den gewinnenden, wahrhaft erstaunlichen Prediger. „Dat 's aber 'n Kirrl! De kann wat!“ sagten die Bauern. Und so wurde Kandidat Engelmann noch am gleichen Tage zum Pfarrer erwählt.



Zitherspielerin

Aquarell von F. Gartz

Die Geschichte von dem Mann, dem der Papagai gehörte

Es war einmal ein Mann, der hatte einen Papagai. Daß auf der Kommode des Mannes, dem der Papagai gehörte, auch noch ein Goldfischglas stand, und daß sich in dem Goldfischglas ein Goldfisch befand, fiel daneben kaum ins Gewicht. Denn die ganze Liebe des Mannes, dem der Papagai gehörte, gehörte dem Papagai.

Jeden Morgen stand der Mann vor dem Käfig des Papageis und sagte „Lora“. Dies sagte er eine Stunde lang, und nachdem er es eine Stunde lang gesagt hatte, zuckte er die Achseln und ging ins Büro. Denn der Papagai pflegte jeden Morgen im Verlauf dieser Stunde einmal den Schnabel aufzuklappen, zu blinzeln und ihn wieder zuzumachen.

So ging das hin. Es wurde Sommer, es wurde Herbst, Schnee fiel und der Wind ging um das Haus, es wurde wieder Sommer und wieder Herbst, und jeden Morgen stand der Mann, dem der Papagai gehörte, eine Stunde lang vor dem Käfig des Papageis und sagte „Lora“. Und jeden Morgen klappte der Papagai den Schnabel auf, blinzelte und klappte ihn wieder zu. Und jedesmal zuckte der Mann die Achseln und ging ins Büro.

Da geschah es eines Tages, daß der Mann, dem der Papagai gehörte, mit ganz besonderer Inbrunst „Lora“ sagte, und er sagte es nicht nur eine Stunde lang, sondern, weil es Sonntag war und er nicht ins Büro mußte, einundeinehalbe Stunde. Plötzlich begann der Goldfisch in dem Goldfischglas ärgerlich und nervös umherzuschwimmen, tat einen Sprung, steckte den Kopf aus dem Wasser und sagte mit ungeduldigem, wenn auch leiser Stimme: „Lora!“ Da wunderte sich der Mann, zuckte die Achseln und ging beunruhigt ins Büro, obwohl es Sonntag war und er es gar nicht nötig hatte.

Seit diesem Tage änderte sich das Benehmen des Mannes, dem der Papagai gehörte, von Grund auf. Denn jeden Morgen stellte er sich nun vor das Goldfischglas, in dem der Goldfisch war, und sagte:

„Lora“. Dies sagte er eine Stunde lang, und nachdem er es eine Stunde lang gesagt hatte, zuckte er die Achseln und ging ins Büro.

So ging das hin. Eines Tages aber, als er wieder einmal mit ganz besonderer Inbrunst „Lora“ sagte, kroch hinter seinem Rücken der Papagai ärgerlich und nervös hin und her, klappte den Schnabel auf und sagte mit energischer, wenn auch gelangweilter Stimme: „Lora!“ Da drehte der Mann, dem der Papagai gehörte, sich um, startete den Papagai an und ging, ohne erst mit den Achseln zu zucken, verwirrt ins Büro.

An diesem Tage konnte der Mann, dem der Papagai gehörte, früher als gewöhnlich aus dem Büro nach Hause gehen, und er tat es auch. Als er sich seiner Wohnungstür näherte, hörte er daraus ein lautes, ja geradezu fröhliches Kreischen, Schelten und Reden. „Lora!“ rief der Papagai, und der Goldfisch antwortete: „Lora!“, und der Mann zählte wohl an die neunundsechzig Loraufe. Als er aber das Zimmer betrat, war alles still, und so blieb es auch am nächsten Morgen und am übernächsten Morgen und Wochen und Monate, und der Mann, dem der Papagai gehörte, gab es auf. Jeden Morgen stellte er sich stumm und traurig vor seine Tiere, redete kein Wort und ging still ins Büro.

Als er eines Tages wieder stumm und traurig vor seinen Tieren stand, öffnete der Papagai den Schnabel und sagte mitleidig: „Lora!“ Der Mann, dem der Papagai gehörte, schüttelte den Kopf, blickte den Papagai an und wollte es nicht glauben. Da steckte der Goldfisch den Kopf aus dem Wasser und sagte aufmunternd und mit einem verständlichen Ton in der Stimme: „Lora!“ Der Mann drehte sich um, sah den Goldfisch mißtrauisch an und wollte es noch immer nicht glauben. Da schrie der Papagai mit seiner lautesten Stimme: „Lora!“ und der Goldfisch zirpte: „Lora!“ und der Mann tat den Mund auf und sagte mit selbigem Lächeln: „Lora!“ Und der Papagai rülpste und krächzte und schrie, und der Goldfisch plätscherte und piepste und ließ Bläschen steigen, und der Mann blinzelte

„Lora!“ und freute sich. Plötzlich aber schrakten sie alle drei zusammen, verstummten und schämten sich sehr. Und damit nimmt die Geschichte von dem Mann, dem der Papagai gehörte, ihr vorläufiges Ende. G. V.

Tierfabeln

Die Hasen hielten hohes Gericht über den Hund. „Mir hat er zwei Weibchen und meinen Vater zu Tode gehetzt!“, klagte ein Hase über den Hund. „Mir hat er die Mutter und ein Junges entrisen!“, jammerte ein zweiter. Und so brachte ein Hase nach dem andern seine Beschwerden vor. Da sprach der hohe Gerichtshof: „Wir werden den blutrünstigen Köter, diesen Bösewicht, zum Tode verurteilen.“ „Bravo!“, jubelten alle Hasen und waren vor Freude außer sich. „An den Galgen mit ihm, rädern, köpfen sollte man ihn!“ schrien sie alle durcheinander. Da erschien ein Hund auf der Billfläche und alle Hasen ergriffen das Panier.

Ein Wolf stürzte in einen Teich und wäre beinahe ertrunken, wenn ihm das hilflose Schaf nicht ein Seil zugeworfen hätte. Der gereizte Wolf stürzte sich auf seinen Lebensretter und zerriß ihn. „Schade“, sagte der Wolf zu sich selbst, „daß ich gerade jetzt einen so großen Hunger gehabt habe, sonst hätte ich das Schaf bestimmt verschont.“ Eine Elster, die von einem Baume aus alles mitangesehen hatte, rief herab: „Wer den Todfeind rettet, der wird durch ihn vernichtet.“

Ein Hund saß auf einem Steine und weinte bitterlich. Eine Katze kam hinzu und fragte: „Warum weinst du?“ „Weil mein Herr heute gestorben ist“, gab der Hund zur Antwort. „Sei getrost, wirst schon einen andern Herrn bekommen!“, sagte die Katze. Aber der Hund heulte weiter. Die Katze, die das Heulen nicht vertragen konnte, fragte ungeduldig: „Warum heulst du so sehr, was dein Herr so gut auf dich?“ „Des nicht“, gab der Hund zur Antwort, „aber ich fürchte, daß mein neuer Herr mich noch schlechter behandeln wird.“



Klischees Anstalt
für Reproduzierbare
Bilder, Scherens
& Zeichnungen
Kanalstr. 3 / Tel. 27667

Lest die
Jugend!



QUALITÄTS-
UHREN
Schütz & Co.
MÜNCHEN, SCHÜTZEN-STR. 9
BEIHN. HAUPTBAHNHOF

Qualitätsdrucke

geben Ihrer Werbung
eine besondere Note

**Graph. Kunstanstalt
W. Schütz, München**

Herrnstr. 8-10, Tel. 207 63

Daunendecken

Kunstwolle, Füllung
reine Daunen,
39.— RM. an.
W. KAISER,
Nürnberg, Feilnerstr. 35

SEEHAUS KLEINHESSELOHE

Die führende Gaststätte im Englischen
Garten in idyllischer Lage am See
Täglich nachmittags u. abends Konzert

Nach dem Aufstehen
vor dem Schlafengehen
Chlorodont

HEINLOTH & Co. KDT-
GES.
MÜNCHEN 2 N.W. - ARNULFSTR. 26.
FERTIGSPR. 52547 **KLISCHEE**

Die verkannte Luftschifferin

Die französische Luftschifferin Garnerin, die im vorigen Jahrhundert allbekannt war, kam auch nach Berlin, um hier vor einem großen Publikum mit ihrem Ballon aufzusteigen. Da ein sehr großer Andrang zu erwarten war, hatte man den Platz abgesperrt und Polizei herangezogen, um die Ordnung aufrechtzuerhalten. Als die Garnerin kam, sagte sie zu einem der Polizisten: „Laissez moi passer; je suis la Garnerin!“ (Lassen Sie mich durch; ich bin die Garnerin!) Der gute Mann lächelte überlegen und antwortete: „Ja, der gloob ick, dot Sie gerne rin wollen! Aber ick darf niemand rin lassen, der nich bezahlt hat.“ W.

Der kluge Minister

Als dem mächtigen Herzog von Talleyrand, Fürsten von Benevent (1754—1838), die von dem Konsul Napoleon Bonaparte

ungeduldig erwartete Nachricht von der Unterzeichnung des Friedens von Amiens, der am 25. März 1802 den Weltfrieden wiederherstellte, endlich überbracht wurde, steckte er das Dokument gelassen in die Tasche und begab sich, wie es gerade seine Absicht gewesen war, zu seinem Gebieter, um mit ihm die laufenden Geschäfte zu besprechen. Erst als diese erledigt waren, überreichte er es ihm mit den Worten: „Und hier habe ich noch eine gute Nachricht!“ Des Konsuls Augen leuchteten, als er den seinen Wünschen ganz entsprechenden Vertrag las, dann aber umwölbte sich seine Stirn, und er fragte ungnädig: „Warum haben Sie mir das nicht gleich gegeben?“ — „Weil Sie dann von nichts anderem mehr hätten hören wollen“, antwortete der Minister ruhig. W.

Anfangs der 60er Jahre war am Münchner Hoftheater Julius Straßmann als Schau-

spieler engagiert. Eine tüchtige Kraft, die nur einen Fehler hatte, nämlich durch die überstürzte Hast der Rede häufig die Worte zu verwechseln und damit die Mitspielenden in Verlegenheit zu bringen. So wurde einmal „Philippine Welsler“ von Redwitz aufgeführt, in der Straßmann in diese entbrannten Erzherzog Ferdinand von Österreich gab. Als die Szene kam, in der ihr der Erzherzog seine wahre — bisher verschwiegene — Herkunft enthüllt, stürzte er seiner Partnerin zu Füßen und rief, dabei in Verückung den Vornamen seiner Rolle verwechselt: „Ich bin, o erschrick nicht, Philippine, ich bin der Erzherzog Leopold!“ Die Darstellerin der Titelfigur weiß sich vor Verlegenheit nicht zu helfen, Extemporieren gehört nicht zu ihren starken Seiten, — endlich faßt sie sich und sagt zögernd: „So bist du also der Leopold, den das Volk seinen Ferdinand nennt!“, worauf die Münchner natürlich in helles Gelächter ausbrachen. H. G.



Affenstudie

Rheinen

1937 / JUGEND Nr. 27 / 6. Juli 1937

Monatsbezugspreis RM. 2.40

Verantwortlich für Schriftleitung: Fritz Maier-Hartmann, München; für Anzeigen: Karl Schilling, München / Verlag: Karl Schilling-Verlag, München, Kanalstraße 8, Tel. 27 682 / Druck: Graph, Kunstanstalt W. Schütz, München, Herrnstr. 8-10, Tel. 207 63 / Für Herausgabe und Schriftleitung in Österreich verantwortlich: Dr. Emerich Morawa i. Fa. Morawa & Co., Wien 1, Wollzeile 11 / Alle Rechte vorbehalten / Nachdruck strengstens verboten / Copyright by Karl Schilling-Verlag, München D.A. 1. Vj. 37: 4700. Pfl. Nr. 3 / Manuskripte sind nur an die Schriftleitung der „JUGEND“, Karl Schilling-Verlag, München, Kanalstraße 8, zu richten / Rücksendung erfolgt nur bei beigefügtem Porto / Postort München.



Der Protz

Rheinen

„Ihr Wagen hat doch sicher seine 10 000 Mark gekostet?“ — „Was heißt seine — meine!“

Die Vegetarier

Zwei Vegetarier gingen in ein Wiener Restaurant und wurden vom Kellner — wie üblich — begrüßt:

„A Schweinsbrat! wär no da, aber scho an wunderschöns Schweinsbrat!“

„Wir sind Vegetarier!“ lehnen die Herren ab.

„Wooos san Sö?“

„Vegetarier! Wir essen kein Fleisch, nur Gemüse...“

Da geriet der brave Kellner in Saft.

„Was redt's denn so gschwolln daher!“ — knurrte er — „sagt's do glei, daß ka Göld habts!“

Gute Küche

Frau Schmid hatte Eierkuchen gebacken, nach einem neuen Rezept. Ungenießbare Eierkuchen, und Herr Schmid hatte sie wütend aus dem Fenster geworfen und ging dann ins Restaurant essen. Unten hielt ihn der Portier an:

„Herr Schmid! Sagen Sie doch Ihrer Frau, sie soll nicht Linoleum aus dem Fenster werfen!“

Die Aufklärung

Jack London, der sich stets in Geldnöten befindende Schriftsteller, wurde einst von einem Freunde gefragt, was denn eigentlich ein Wechsel sei. London entnahm seiner Tasche ein Wechselformular und sagte: „Schau her, das kostet 50 Cent. Und wenn ich nun meinen Namen darunter schreibe, dann ist es wertlos.“

Kindergeplauder

Kleiner Bub (im Bade): „Ach, Herr Meier, Sie können ja sehr gut schwimmen. Und dabei sagte noch gestern mein Vati, Sie halten sich so schwer über Wasser!“

„Komm, Emil, sei lieb — der Polizeimann kommt sonst.“

„Laß ihn man kommen — ich werde ihm schon erzählen, daß das Radio noch nicht bezahlt ist.“ (Vart Hem)

„Das ist doch merkwürdig, daß du so dunkel bist und deine Schwester so hell.“

„Nein, ich bin geboren, als meine Mutter ihre Haare noch nicht gebleicht hatte!“ (Politiker)

Besser gesagt

Frau: „Im nächsten Jahr feiern wir unser 25jähriges Ehejubiläum!“

Mann: „Na, sage nur lieber, dein 25jähriges Regierungsjubiläum!“

Schulisches

Es gibt Lehrer, die die Aufgabe haben, junge Mädchen in die offenen Geheimnisse der Mathematik einzuweißen. Zuweilen haben sie Erfolg.

Geometriestunde. Der Lehrer, Mathematiker seines Faches, zeichnet an die Wandtafel eine geometrische Figur, die er von seinen Schülerinnen in ähnlicher Weise nachgezeichnet haben möchte. Für die Aufforderung hierzu glückt ihm die Formulierung: „Lehnen Sie sich mit Ihrer Figur an die meine an!“

Bei seinem philologischen Kollegen scheint eine Schülerin selbst kurze Zeit vor der Abschlußprüfung nicht den nötigen Ernst für die Angelegenheiten der Schule aufzubringen. Sie erfährt deshalb folgende Zurechtweisung: „Sie brauchen noch zu lachen; Sie stehen ja dauernd mit einem Fuß im Durchfall.“